In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 244. Posen, den 23. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman

von Felix Neumann.

18. Fortsetzung.

Einer der Kommissare hielt ein Stückchen Draht in der Hand und betrachtete es unter der Lupe.

Dann reichte er es seinem Kollegen, der mit spitzen Fingern etwas fortnahm und sorgfältig beiseite legte.

Er sagte: „Sehr interessant! — Ein abstehender Draht griff mit scharfer Klaue nach dem Täter. Wenn nicht alles trügt, kommt eine Frau in Frage, denn dieser dunkelgrüne Seidenfaden gehört zu einem Kleid, vielleicht auch zu einem Regenmantel — —.“

Unwillkürlich flog das Auge des Beamten über Giselas Gestalt.

War sie doch die einzige Dame in dem ganzen Kreise und erstattete die Anzeige.

Aber sie trug ein graues Tuchjackett, so daß der verräterische Seidenfaden nicht von ihr stammen konnte.

War es ein Zufall, daß sich die Blicke des Geheimrats und des Intendanten kreuzten, als der Kommissar seinen Verdacht äußerte? — In beiden stiegen wohl die gleichen Gedanken auf!

Als die erste Besichtigung beendet war, bat der ältere der Beamten den Intendanten in das Bureau der Volksoper.

„Wir müssen dort in eingehender Untersuchung sofort feststellen, wer im Besitz von Schlüsseln zur Loge und wer in der Lage ist, sie sich zu verschaffen! Nach dem Eindruck, den wir bis jetzt gewonnen haben, kommt eine Persönlichkeit in Frage, die mit den Oertlichkeiten gut bekannt ist. Da fernerhin alle Tore der Oper am Tage geschlossen sind, so ist anzunehmen, daß der Täter oder die Täterin die eiserne Tür passierte, die neben der Loge unmittelbar zur Bühne und den Garderobenräumen führt.“

Außer Reuth und Fräulein Rühland wohnten nur noch Heinersdorf und Biblis den Vernehmungen bei, die ein greifbares Resultat zunächst noch nicht zeitigten.

Mit Blitzschnelle war indessen die Nachricht von der Tat in die Stadt und in die Redaktion gelangt.

Als Biblis gegen sieben Uhr vor der Oper in seinen Wagen stieg, wurden auf den Straßen bereits Extrablätter verteilt, um die die Menge sich schlug! —

Der Geheimrat befahl, einen Augenblick zu halten und ließ sich einen der großen Zettel hineinreichen, auf denen in fetten Lettern zu lesen war: „Ernst Reuths Erfindung von Bubenhänden zerstört!“

Und weiter: „Die Kriminalpolizei hat bereits die Untersuchung eingeleitet und verfolgt verschiedene Spuren!“

Ein anderer Verteiler, den die Menschen umdrängten, brüllte fortgesetzt: „Det Vabrechen in de Volksopa.“

Angeekelt von dem sensationellen Treiben wandte sich der Geheimrat fort.

Wie schnell schlug man Kapital aus dieser unglücklichen Affäre.

Die Flugblattverteiler machten glänzende Geschäfte, und der Herbstwind spielte mit den fortgeworfenen Papierfetzen, die zwischen den Füßen der Spaziergänger einen irren Tanz aufführten, bis sie zerrissen und beschmutzt in der Gosse lagen.

Biblis faltete mit bebender Hand das Blatt zusammen, dieses Blatt, das ihm eine gemeine Tat brutal ins Gesicht schrie.

Er steckte es in die Brusttasche und lehnte sich in den Fond zurück.

Was hätte er darum gegeben, wenn er die Wahrheit wußte!

Welche Hand beging die unselige Tat?

Welcher Geist verwirrte sich so, daß er es über sich brachte, ein Wunderwerk zu zerstören, über dem ein Genie seit Jahren grübelte und sann?

Nervös und erregt griff er nach dem Halse, der sich ihm zusammenschnürte.

Er glaubte eine Schlinge zu spüren, die sich enger und enger zog.

Der Wagenführer blickte sich nach seinem Herrn um. Warum kam kein Zeichen zur Abfahrt?

Da raffte sich Biblis auf.

Es hatte keinen Zweck, der grausamen Gewißheit auszuweichen.

Das wäre feige und unwürdig gewesen.

Noch nie in seinem arbeitsamen und an Erfolgen reichen Leben schreckte er davor zurück, eine Verantwortung auf sich zu nehmen.

Vielleicht war er der erste, der Klarheit in diese Affäre trug!

Er winkte mit der Hand.

Knatternd sprang der Wagen an und stob davon — nach Mahlow!

VIII.

Gisela beschloß, nachdem die Kommissare ihre Vernehmungen einstweilen beendet hatten, Ernst nach Zehlendorf zu begleiten.

Sie wollte ihren Verlobten nicht allein lassen, denn er befand sich in einem Zustand, der Besorgnis erregte.

Er — der feine und vornehm denkende Mann — brach angesichts dieses gemeinen Attentates gegen sein Werk seelisch und körperlich zusammen.

Zuerst hatte er es verstanden, sich einigermaßen mit dem Schicksalsschlage abzufinden, aber je länger er über das Geschehnis nachdachte und zur Erkenntnis kam, wie schwer sich der Neubau des Senders gestalten werde, um so schlimmer wurde seine Stimmung.

Was nützte es ihm, daß der Intendant vollen Schadenersatz zusagte, daß Biblis eine größere Summe anwies, um sofort an die Arbeit gehen zu können!

Der unheimliche Gedanke fraß sich in ihm fest, daß es ihm nicht gelingen werde, verschiedene der feinsten Konstruktionsgeheimnisse, wie sie nach hundertfachen Versuchen in den Einzelteilen zum Ausdruck kamen, wieder aus dem Grabe der Zerstörung zu erwecken.

Als er, noch völlig benommen von allem, was ihm in den letzten Stunden geschah, die Freitreppe der Oper hinabschritt, die Menschenansammlungen sah und das Ausrufen der Extrablätter hörte, kam es wie eine Schwäche über ihn. Er schwankte, und Gisela griff fest und energisch zu, um ihn vor einem Fall zu bewahren.

Dann stiegen sie in einen Wagen und fuhren nach Zehlendorf.

So schwer ihr auch ums Herz war, so fand sie allmählich doch ihre Fassung wieder.

Sie drückte Reuths Arm zärtlich an sich und sprach: „Sorge dich nicht, ich habe alles notiert! Du schaltest manchmal über diese Pedanterie, wie du es nanntest! Da ist kein Größenmaß, das ich nicht verzeichnete, keine Röhre, deren Stärke ich nicht aufnahm.

Nun wird uns dies Material ein guter Führer sein durch die Wildnis des Zerstörten! Gewiß, es kann lange dauern, bis alles wieder beschafft, verpaßt, gegeneinander abgestimmt und zusammengesetzt wurde, aber auch manche Verbesserungen können wir anbringen! So entsteht dein Werk neu wie ein Phönix aus dem Feuer, das Mißgunst oder Haß entzündete!“

Heftig klatschte der Regen gegen die Scheiben des dahinjagenden Autos.

Zusammengesunken lehnte Ernst im Fond.

Gisela spürte wie seine eingefallenen Wangen glühten, obgleich der Körper zuweilen in Schauern zusammenzuckte.

Die Entbehrungen der ganzen Jahre, die durchwachten Nächte, die Ueberanstrengung des Geistes, das alles meldete sich nun und forderte Tribut von dem geschwächten Manne.

Die Natur ließ sich nicht ungestraft vergewaltigen.

Nach dieser tiefen seelischen Erregung heute kam der Zusammenbruch.

Es war völlig dunkel, als sie in Zehlendorf eintrafen.

Vor dem Hause standen eine Menge Menschen. Herren von der Presse, die durchaus Neues erfahren wollten, aber auch Neugierige, die das schlechte Wetter nicht abschreckte.

Mit matter Gebärde grüßte Reuth und — lächelte! Es war ein wehes, entsagendes Lächeln.

„Es tut mir leid, meine Herren — —“

Er hustete und rang nach Luft.

„Aus — der Vorführung — der — Oper — kann — nun nichts werden!“

Mühsam sich zusammenreißend, fuhr er fort: „Ich komme eben von der Volksoper — wo sich — —, nun — Sie wissen wohl schon — —!“

Erschöpft hielt der Ingenieur inne.

Da trat ein großer Herr mit achteckiger Brille an Reuth heran.

In der Hand hatte er ein Notizbuch. Im Lichte der elektrischen Straßenlampen funkelten die Gläser vor den klugen Augen.

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Ingenieur! Wir sehen, daß Sie angegriffen sind und werden Sie nicht lange behelligen. Nach dem, was Ihnen Schurken antaten, ist es begreiflich, daß Sie das mitgenommen hat — —“

Die Stimme hob sich und wurde laut und scharf, so daß die von allen Seiten herandrängenden Menschen jedes Wort verstanden.

„Ist es wahr, was man sich überall erzählt, daß die Uebeltäter in den Kreisen des Bühnentrusts zu suchen sind? — Daß dieselben Leute, die Sie durch einen Vertrag einfangen wollten, hinter Ihrem Rücken Ihr Werk sabotierten, weil sie es fürchteten? —“

Hoch reckte sich der Mann auf: „Stimmt das, Herr Ingenieur, dann werden wir Berichterstatter der Presse für die nötige Aufklärung sorgen — —!“

Es wurde ganz still nach dieser Rede.

Alle Augen richteten sich auf Ernst und Gisela.

Reuth fuhr sich mit der Hand über die glühende Stirn.

Wie elend er sich fühlte und sollte nun diesen Kampf hier auch noch bestehen!

Indes spürte er, daß man es gut mit ihm meinte, daß man ihm helfen wollte gegen seine Gegner —! Und dann sah er wieder des Geheimrats ernstes Antlitz vor sich.

Nein — dieser Mann hatte sicher nichts mit der Zerstörung zu tun, andere waren es, aber — wo saßen die?

So sagte er, müde abwehrend: „Noch ist keine Spur gefunden, meine Herren — —“

Da lachte der Frager, und verschiedene aus der Menge fielen ein.

„Schon möglich! So rasch arbeitet die Polizei nicht! Aber wir sind vielleicht besser unterrichtet als Sie selbst, Herr Reuth!

Wir werden schon dafür sorgen, daß die Wahrheit ans Tageslicht kommt! Niemand wird geschont, so hoch er auch gestellt sein mag — —!“

Er wandte sich zu den Berichterstattern um, die hinter ihm standen: „Den Leuten vom „Norddeutschen Bankkonzern“, die um ihres frisch geborenen „Bühnentrustes“ willen schlotternde Angst vor der „Heimbühne“ haben, wollen wir einmal den Topf kaputt schlagen —!“

Zustimmendes Gemurmel folgte.

Gisela führte Ernst durch die Gartenpforte, dann sprach sie zu den Harrenden: „Mein Verlobter ist krank! Er bedarf unbedingt der Ruhe! Bitte nehmen Sie Rücksicht darauf. Damit Sie unterrichtet sind und den Weg hierher nicht umsonst machten, teile ich Ihnen mit, daß die Untersuchung der Kriminalpolizei noch nichts Bestimmtes ergab, daß die Nachforschungen morgen fortgesetzt werden und die Wiederherstellung des Senders sofort in die Wege geleitet wird. Freilich — es kann eine ganze Weile vergehen, bis der Apparat wieder gebrauchsfähig ist.“

Die Herren grüßten und traten zurück, die Menge verlief sich.

Eine viertel Stunde später beugte sich der herbeigerufene Arzt über Reuths Lager.

„Fieber! Aufsteigende Lungenentzündung, übrigens kein Wunder bei diesem Wetter und der allgemeinen Schwäche des Körpers. Wir müssen sehr vorsichtig sein. Lassen Sie mit Flugzeug eine Schwester kommen.“

Gisela sprach: „Kann ich als Verlobte nicht die Pflege übernehmen?“

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Wir müssen mit längerer Dauer und mancher Nachtwache rechnen.

Solcher Anstrengung sind Sie nicht gewachsen!“

Da wußte Fräulein Ruhland, daß sie einer schweren Zeit entgegenging.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem scharfen Ruck hielt Biblis' Wagen vor der Villa Vermehren.

Mit toten Augen lag das Haus in Mahlow.

Nur aus einem Fenster fiel gedämpftes Licht.

Der Wind rauschte in den hohen Bäumen des Vorgartens, der Regen plätscherte auf den Gesimsen der breiten Treppe.

Welch ein Gegensatz zwischen heute und dem Abend vor einigen Tagen, wo eine Fülle von Glanz und Pracht bis weit über die Straße leuchtete, wo ein Schwarm von Gästen die Räume füllte.

Der Geheimrat durchschritt den Garten.

Der Diener öffnete.

„Gnädiges Fräulein fühlten sich nicht wohl und sind schon gegen sechs Uhr schlafen gegangen!“

Biblis sann.

„Dann möchte ich die Zofe sprechen.“

Auf leisen Sohlen ging er in das Boudoir und ließ sich dort nieder.

Wie unheimlich still es im Hause war. Man hörte nur den Regen und das Ticken einer Uhr.

Das Herz schlug ihm bis in den Hals hinauf.

Welches Geheimnis barg diese Grabesruhe? In der Brusttasche knisterte das Extrablatt, und in Biblis' Ohr tönte immer noch die Stimme des Ausrufers: „Det Vabrechen — in — da — Volksopa —!“

Ja —, was dort geschah, war ein Verbrechen!

Man konnte es nicht anders bezeichnen!

(Fortsetzung folgt.)

Von Nasenjägern und Urwaldgiften.

Von Gordon Mac Creagh.

„Die bestausgerüstete Expedition, die damals Neuyork verlassen hat," schrieben die amerikanischen Zeitungen, als Gordon Mac Creagh und weitere sieben hervorragende Zeitgenossen nach Südamerika aufbrachen, um einen unbekannten Fluß, einen sagenhaften See und fragliche Indianerstämme zu entdecken. Daß die „beste Ausrüstung" großenteils aus Ballast bestand, erfährt man erst jetzt. Mac Creagh enthüllt dies in seinem Buch „Weißwasser und Schwarzwasser. Ein unwissenschaftlicher Bericht über zwei Jahre Abenteuer am Rio Beni und Rio Negro". (F. A. Brockhaus, Leipzig), der originellsten Rechenschaft über eine Forscherfahrt, die man sich denken kann.

Mit zwei treuen Indianern drangen Jung-Amerika und ich über die Kururuschnelle vor. Wir hatten die wohnliche Yacht unterhalb der Schnelle gelassen und setzten die Reise in einem Einbaum fort. Wir fanden ein Lager wandernder Halbaffen, die mit dem Bau einer rohen Fischreuse beschäftigt waren. Wir sahen untersetzte, häßliche Gestalten mit dicken Bäuchen, dünnen Gliedern, niedrigen Gorillastirnen und vorstehenden Unterkiefern. Das waren also die Cichumas, die angeblich jeden Gegenstand mit der Nase suchen und finden.

Sie sprachen weder Tikiee noch Geral. Indes liefen sie nicht weg, als unsere Begleiter beruhigende Zeichen machten. Aber sie hockten bloß stumpfsinnig da, ohne Teilnahme für uns oder unsere Tätigkeit zu verraten. Sie schnüffelten nur wie Hunde ums Lagerfeuer und die Kochtöpfe herum oder lasen die Abfälle auf, als wir einen Hokko fürs Abendessen zubereiteten.

Es gelang, ihnen verständlich zu machen, daß sie Angelhaken haben sollten, wenn sie ein gebrauchtes Hemd fänden, das wir im Busch verstecken wollten. Da grinsten sie zum erstenmal. Wir bemühten uns, das Hemd unbeobachtet zu verbergen. Aber ein einziger Versuch ist ja niemals maßgeblich. Er bekräftigt nur die Wahrscheinlichkeit. Trotz aller Vorsicht sind wir vielleicht doch von den geräuschlos schleichenden Waldmenschen belauscht worden. Ich kann nur sagen, daß wir unser Bestes taten, um den Versuch einwandfrei zu gestalten.

Als sie begriffen hatten, was wir mit „Such', Waldmann!" meinten, begannen sie, die Luft mit der Nase einzusaugen. Sie stellten sich auf die Zehen, feuchteten die Nase an und hielten sie in den Wind. Dann bückten sie sich und liefen das Gelände im Zickzack ab. Innerhalb einer halben Minute hatten sie die gerade Richtung und rannten aufs unsichtbare Ziel hin, die Büsche auseinanderdrückend und den Boden abtastend. Innerhalb einer Minute gab einer Laut und wurde zum Leithund der Meute. Rasch war das in einer Baumhöhle versteckte Hemd gestellt. Wie ein argwöhnischer Affe machte sich der erste Finder mit seiner Beute davon, als behielte er lieber das Hemd in der Hand anstatt sich auf versprochene Angelhaken zu verlassen.

Ist diese unheimliche Sicherheit und Schnelligkeit ein Fährtenriechen oder ein Fährtenlesen? Jedenfalls verstanden Jung-Amerika und ich zuviel von der Waldläuferei, um offenkundig Spuren zu hinterlassen. Ich vermute, daß sich diese Spürhunde nicht auf einen Sinn verlassen, sondern gleicherweise auf Geruch und Gesicht. Da mir ein Versuch nicht genügte, plante ich eine ganze Versuchsreihe, bei der ich alle Fehlerquellen oder Schwindeleien nach Möglichkeit ausschließen wollte, um zu einem überzeugenden Ergebnis zu gelangen. Aber das Schicksal hing schon über meinem Haupt und machte alles zunichte.

Wir verzehrten das Abendbrot. Das heißt, ich aß, denn Jung-Amerika bekam seinen Fieberanfall, den man wohl als seine glücklichste Erkrankung betrachten darf. Nur ich griff in den Topf, den die Cihuma-Hundemenschen beschnüffelt hatten.

Am nächsten Morgen war mein Gefährte fieberfrei. Um so elender ging es mir. Ich mußte mich häufig erbrechen und schwitzte zwischendurch. Die Glieder wollten nicht gehorchen und im Magen wühlte ein nagender Schmerz.

Außer Magenpillen und Chlorodyn fand ich nichts in der kleinen Notapotheke, um meine Leiden zu mildern. Gegen Mittag mußte ich mich zur Rückfahrt zum Hauptboot entschließen.

Jung-Amerika zeigte sich der Lage gewachsen. Er trieb die Indianer an und griff selber zur Paddel. Sie ruderten bis spät in die Nacht und legten in neun Stunden eine Strecke zurück, zu der wir stromauf zwei Tage gebraucht hatten.

Auf der Yacht stand der große Arzneikasten zu laienhafter Auswahl bereit. Ich riet auf etwas Erweichendes und schluckte 100 Gramm Rizinusöl. Hinterher trank ich noch meinen unschätzbaren Chlorodyn. Vielleicht habe ich so mein Leben gerettet. Aber ich war krank, sehr krank.

Die Freunde in Kururu bedauerten mich und sagten:

„Ja, das sind böse Menschen, wir haben dich ja gewarnt. Sie werden wohl Lebertran vom Botufisch in den Kochtopf getan haben. Ohne die Arzneien des weißen Mannes wärst du gestorben. Wir werden hinauffahren und die Kerle umbringen. Man muß ihnen zeigen, daß wir unsere Freunde beschützen."

Das war sehr nett, machte mich aber nicht gesund. Die Botuleber scheint einen sehr wirksamen Stoff zu enthalten. Ob sie an meiner Erkrankung schuld war, bleibt ein Geheimnis der Cihumas. Die Indianer behaupten, daß die Leber sehr giftig ist und nicht einmal von Geiern angerührt wird. Sie fügen noch zur Ermunterung hinzu, daß man dem Wahnsinn verfällt, wenn man am Leben bleibt.

Ich war sehr schwach und litt dauernd an Schmerzen, gegen die nur Kannabin half. Wie dankbar war ich für die Stoddard-Reiseapotheke mit den beigedruckten Krankheitserscheinungen. Nachträglich muß ich lachen, wenn ich mich so dasitzen sehe, wie ich nach Linderungsmitteln für meine Schmerzen suchte. Damals verging mir das Lachen. Am Abend erwachte die Ueberzeugung, daß dies kein Fall für Quacksalber war und daß ich schleunigst nach Manaos fahren mußte. Und Manaos lag, knapp gerechnet, sechs bis sieben Wochen von hier entfernt.

Jung-Amerika zeigte sich über alles Lob erhaben. Er warb eine doppelte Mannschaft an, die umschichtig ruderte, so daß wir nur sechs Tage bis Taraka an der Tikieemündung brauchten. Von da konnte man Manaos in fünf Wochen erreichen, wenn man den Dampfer in Santa Isabel erwischte, der nur einmal monatlich verkehrte. Aber würde sich eine Tikiee-Mannschaft bereit finden, mich bei ihrem erbittertsten Feinde abzusetzen, beim Krokodilkönig vom Waupes?

Aber die Freunde ließen mich nicht im Stich. Die verleumdeten Tikiee-Indianer benahmen sich einfach großartig. Der Häuptling erbot sich vorbehaltlos, selber mitzukommen, damit alles klappte. Er trommelte acht seiner besten jungen Leute zusammen und befahl ihnen, sich unverzüglich reisefertig zu machen.

„Aber euer Feind, das Krokodil?" fragte ich.

Er grinste bösartig, während er noch die letzten raschen Befehle ausgab und nach seinen Waffen griff.

„Der wird uns schon in Ruhe lassen," meinte er. „Wir sind neun Bewaffnete und genießen außerdem den Schutz eurer Gewehre. Das Krokodil wird nicht Krieg mit uns führen."

Das stimmte dann auch. Die auserwählte Mannschaft ruderte stundenlang in einem Zuge und vertrödelte keine Minute. Ich schmeichle mir, daß das Sonnensegel des berühmten Jachtbauers seinen Teil dazu beitrug, indem es die Leute im Schatten hielt. Ich hatte allen Grund, mit dem Boot zufrieden zu sein, denn ich genoß alle Vorzüge eines Hauses, wohingegen die Reise im Einbaum fürchterlich gewesen wäre. So konnte ich trotzdem meiner Schwäche im Faltstuhl auf dem Brückendeck sitzen und die Landschaft betrachten.

Das meiste Kopfzerbrechen machte mir meine Ernährung. Ich behielt nur Milch bei mir. Natürlich war es Büchsenmilch, die ich löffelweise zu mir nahm. Auch sie reizte den wracken Magen. Wir besaßen nur zwei Dosen, mit denen ich mein Leben während der zehn Tage fristete, die wir vom Kururu bis zur Krokodilinsel unterwegs waren. Dort hoffte ich noch fünf altersgraue Milchdosen vorzufinden, die ich auf einem Wandbrett bemerkt hatte, als wir damals mit dem König bei Reis und Pirarku tafelten.

Als wir die Lände erreichten, sprang Jung-Amerika mit gespannter Büchse ans Ufer, um die Unverletzlichkeit unserer Mannschaft zu verkünden. Der König brachte indes meinem Zustand herzliche Teilnahme entgegen und lachte über die Büchse. Er bleckte die Tikiee-Leute wölfisch an und grollte:

„Schon gut, schon gut! Wollen uns jetzt nicht aufregen, wenn sie keinen Klamauk machen. Wir rechnen später mal ab. Ihr Land läuft nicht weg."

Er befand sich in höchst aufgeräumter Stimmung. Den Grund dafür vermochte ich schon vom Boot aus leicht zu erkennen. Die halbe Vorhalle war mit einem Riesenhaufen weißer Balatakuchen*) ausgefüllt. Gern hätte ich die Geheimgeschichte des Balatakrieges in den kolumbischen Grenzmarken gehört. Wie vielen Sammlern mochte es wohl gelungen sein, eine Ernte heimzuschaffen? Nach den aufgestapelten Reichtümern zu urteilen, gab es wahrscheinlich wenig Ueberlebende, die nicht zu den Mannen des Königs zählten.

Er fühlte sich ungeheuer reich. Wie die meisten Menschen, die lange mit leeren Taschen umherzulaufen gezwungen waren, war er von wahnsinniger Kauflust befallen. Er kaufte alle meine Sachen und Vorräte; er nahm unbesehen alles, was mir entbehrlich schien. Natürlich freute ich mich, das überflüssige Zeug loszuwerden. Ich behielt nur die völkerkundlichen Sammlungen, die Geschenke für meine treuen Begleiter sowie einige Gegenstände, mit denen ich das Los der guten alten Väter in Sao Gabriel zu erleichtern hoffte. Wie ein betrunkener Seemann ließ er sich alles geben, wessen ich nicht mehr bedurfte. Er bezahlte mit Balata, mit netten, reinen, weißen Ziegeln, denen man kein Menschenblut ansah.

---

*) Balata ist der eingetrocknete Milchsaft des im Orinocogebiet und in Guyana heimischen Kugelbaums Mimusops balata, der durch Einschnitte in die Rinde gewonnen wird. Balata ist eine graubraune, rötlichweiße und bräunlichrote Masse, zäh wie Leder, aber schneidbar, biegsam und etwas elastischer als Guttapercha. Ihr Hauptbestandteil ist der Reingutta ähnlich. Die in Kuchen gehandelte Ware dient zur Herstellung von Schuhsohlen und Absätzen, Schweißblättern, Treibriemen und als Isolator in der Elektrotechnik.

Origineller Gaunertrick.

Die alten Kniffe und Schliche derer von Langfinger sind längst überlebt und gehören ebenso der Vergangenheit an, wie etwa das gute Schwarzseidene von Großmutter, wenn man schon die Extreme zweier Weltanschauungen miteinander vergleichen will. Und da es sich in diesem Fall sogar um eine Frau handelt und Kleider natürlich eine ausschlaggebende Rolle in dieser Komödie spielen, so darf man schon an das Staatskleid aus starrem Taft denken. Sie war eine Schauspielerin par excellence, die junge Marcelle. Dies Zeugnis hätte ihr getrost der kritischste Theaterdirektor ausstellen können. Zumal sie augenscheinlich ohne vorherige Probe ihre Rolle kreierte.

Kulissen waren ihr die Vorhallen der Luxushotels, immer ein guter Rahmen für alle Gesellschaftskomödien, und die Requisiten bestanden in einer herrlichen Brauttoilette mit dem dazugehörigen Nimbus der Myrthenkrone, reizenden brillantgezierten Atlasschuhen und einer Handtasche, natürlich auch lilienweiß mit gemalten Ornamenten. Aus dieser Situation entwickelte sich die Handlung: die Schöne kramte in ihrem Handtäschchen, um dem Restaurateur Geld für den Blumenschmuck der Tafel zu geben, denn natürlich wollte sie ihre Tafeldekorationen besichtigen und selbst die Blumen auswählen, damit der Hochzeitstisch ihre persönliche Note trage. Aber in der schönen Tasche war leider kein Geld, und natürlich sah der Wirt seine Ehre darin, der Dame mit einem Hundertmarkschein oder noch mehr auszuhelfen. Am Abend beim Essen sollte der Ehemann das Geld zurückerstatten. Und unter Türenaufreißen dienstbeflissener Boys, unter vielen Verbeugungen des Direktors erfolgte dann der Abgang. Es war in der Tat ein Abgang, denn umsonst richtete der Wirt das Essen und vergeblich wartete man der Gäste — die Unbekannte blieb verschwunden und mit ihr das Geld.

Da sie aber unklug genug war, in vielen Hotels ihren Trick zu wiederholen, wurde sie eines Tages inmitten ihres grandiosen Spiels ertappt.

Königin Suraja reformiert . . .

Die Europareise des afghanischen Königspaares hat segensreiche Folgen für ihr Reich gezeitigt, und insbesondere den Frauen sind durch die modernen Anschauungen der Königin nunmehr weitestgehende Möglichkeiten gegeben, sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eine hervorragende Stellung zu erobern. Die Reformpläne der Königin verfolgen scharf und klar das Ziel, eine völlige Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes in Afghanistan durchzuführen und alle veralteten Bräuche, die den Frauen die Teilnahme am Leben der Männer verbieten, mit aller Energie zu beseitigen.

Die Königin widmet sich dieser erzieherischen Arbeit an ihrem Volke mit großer Hingabe, beruft Versammlungen ein, in denen nach europäischer Manier alle modernen Probleme diskutiert werden, und hält selbst aufklärende Vorträge. Vor allem ist es die Abschaffung des Schadors, des Schleiers, die sie mit aller Energie propagiert, und trotz des großen Widerstandes der Reaktionären hat sie bereits vielfach den Schleier verbannt.

Kabul ist nach einem neuen System in verschiedene Bezirke eingeteilt worden, in denen weibliche Inspektoren arbeiten, um für die Eröffnung von Frauenschulen die notwendigen Vorarbeiten zu leisten. Da aber das Niveau der weiblichen Allgemeinbildung rasch verbessert werden soll, hat die Königin einen besonderen Unterstützungsfonds geschaffen, aus dessen Mitteln junge Mädchen aus der Landaristokratie ins Ausland entsandt werden und dort auf Kosten der Regierung studieren. Bisher sind 25 junge Damen der Hofgesellschaft in die Türkei geschickt worden, um hier in allen Arten von geistigen Berufen gründlichst ausgebildet zu werden. Auf diese Manier wird Afghanistan bald ein reformiertes und europäisiertes Land sein; der energische Feldzug der Königin wirbelt jäh den Staub der veralteten Bräuche auf, um reine Luft zu schaffen für eine rationelle Frauenemanzipation.

Verbrechen im Schlafzustand.

Die Mordtat eines Mondsüchtigen.

Aus Neuyork wird uns geschrieben:

Eine seltsame Kriminalaffäre, die den Seelenforschern einen noch viel dankbareren Stoff zum Studium bieten dürfte, als den Behörden, die sich damit befassen, beschäftigt derzeit die amerikanische Oeffentlichkeit. Ein Mann, der seit vielen Jahren Schlafwandler ist, hat in seinem somnambulen Zustand seine Frau erschossen. Ob der Mann für diese Tat zur Verantwortung gezogen werden kann, oder aber etwa so zu behandeln ist, wie Menschen, die unter einem hypnotischen Zwang oder im Zustand augenblicklicher Geistesverwirrung ein Verbrechen begehen, darüber wird, sowohl in wissenschaftlichen wie in juristischen Kreisen viel debattiert. Jedenfalls gerät nun durch diesen seltenen, in der Polizeichronik ganz vereinzelten Kriminalfall der Mechaniker Chester Couzlu in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses.

Die Vorgeschichte des Vorfalles wird folgendermaßen dargestellt: Couzlu leidet an dieser seltsamen Krankheit seit langer Zeit. Während früher Monate vergingen, ohne daß er mehr als einoder zweimal schlafgewandelt hätte, kamen diese Fälle in letzter Zeit besonders oft vor. Mit geschlossenen Augen erhob er sich zum nicht geringen Schrecken seiner Familienangehörigen aus dem Bett, begab sich gewöhnlich auf den Balkon, schwang sich auf das Geländer und spazierte auf dem kaum zwanzig Zentimeter breiten Eisengitter zehn, fünfzehn Minuten lang herum. Während dieser Zeit waren seine Familienangehörigen in steter Angst, daß er vom ersten Stockwerk, wo sich die Wohnung befand, in die Tiefe stürzen könnte. Wenige Minuten, nachdem Couzlu seinen Spaziergang absolviert hatte, pflegte er unvermittelt zu erwachen, ohne auch nur die geringste Ahnung von der Situation zu haben, in der er sich befunden hatte.

Im Hause, das Couzlu bewohnte, wurde nun vor einiger Zeit ein Einbruch verübt. Couzlu hielt es für ratsam, sich einen Revolver anzuschaffen, um im Falle eines Einbruches in seiner Wohnung gewappnet zu sein. Diese Vorsichtsmaßregel führte zu der furchtbaren Tragödie. Wie diese sich abspielte, darüber ist man lediglich aus der Schilderung des Mörders orientiert. Couzlu soll wieder einmal von seinem Trieb erfaßt worden sein. Sein Weg zum Balkon führte an dem Tisch vorbei, auf dem der Revolver lag. Wie er nun dazu kam, die Waffe zu ergreifen und auf die Frau zu schießen, ist ihm selber ein Rätsel, zumal er sich in einem vollkommen bewußtlosen Zustand befand.

Auf die Detonation des Schusses stürzte der siebzehnjährige Sohn des Ehepaares, der in einem angrenzenden Raume schlief, in das Schlafzimmer und entwand dem Vater die Waffe. Die Mutter lag blutüberströmt in ihrem Bett und war bei der Ankunft des Arztes bereits tot. Im Augenblick, als der Schuß losging, kam der Schlafwandler zum vollen Bewußtsein und erfaßte wenige Minuten später die Tragweite seiner verhängnisvollen Tat. Seine Verzweiflung war so groß, daß er nun die Mordwaffe gegen sich richtete, in der Absicht, Selbstmord zu begehen. Der Sohn entriß jedoch dem Vater noch rechtzeitig den Revolver. Couzlu wurde verhaftet und ins Polizeispital gebracht, wo der körperlich und seelisch vollkommen gebrochene Mann sich derzeit noch in Gewahrsam befindet.

Psychologen und Juristen sind der Ansicht, daß der Mörder an der Tat unschuldig sei.

Aus aller Welt.

Gestohlene Flugzeuge. Auch Flugzeuge werden schon gestohlen. Nachdem soeben ein amerikanischer Soldat in Texas dabei ertappt worden war, wie er mit einem gestohlenen Militärflugzeug nach Mexiko entwischen wollte, ist jetzt auch einem Privatmann in dem Städtchen New-Hatford im Staate Neuyork ein Flugzeug gestohlen worden. Der Spitzbube, der sicher mit dem Flugwesen gut Bescheid weiß, stahl das Flugzeug in der Nacht und fuhr damit auf und davon. Er hatte sich aber doch verrechnet, weil in dem Flugzeug nur noch wenig Brennstoff war; schon etwa 100 Kilometer weiter mußte der Spitzbube niedergehen. Den Farmern, die das Flugzeug niedergehen sahen, sagte er, daß er bald mit einem Auto zurückkehren werde; er ist jedoch nicht wiedergekommen, so daß das Flugzeug dem Besitzer wieder zur Verfügung gestellt werden konnte.

Man stiehlt einen Bürgersteig. Einer Diebesbande in Leningrad ist es kürzlich gelungen, von dem Newakai einen ganzen Bürgersteig loszumachen und auf die Seite zu bringen. Als die Diebe merkten, daß die Regierung den Raub des Bürgersteigs nicht weiter verfolgte, besaßen sie die Frechheit, das Material des gestohlenen Bürgersteigs, das aus 51 sehr großen Granitsteinen bestand, der Regierung zum Kauf anzubieten; ein Geschäft, das denn auch wirklich zustande kam.

Die Stadt ohne Sonntag. In Sergejewo, einem Städtchen 60 Kilometer nördlich von Moskau, hat eine zufällige Inspektion durch einen Sowjetgewaltigen staatsgefährdende Zustände an das Tageslicht gebracht. Der Ort war vor dem Umsturz seines Dreifaltigkeitsklosters wegen bekannt und eine besuchte Wallfahrtsstätte. Nach der Revolution hatten sich die Leute von Sergejewo aus unerklärlichen Gründen der Aufmerksamkeit ihrer Genossen in Moskau entzogen. Die Besichtigung ergab nun, daß noch fünfundsiebzig Prozent aller Schulkinder die Kirche besuchten. Dieser für Sowjetrußland unhaltbaren Zustand mußte natürlich sofort ein Ende bereitet werden. Da sehr zum Bedauern des Sowjetgewaltigen der Gottesdienst nicht verboten werden konnte, so kam der Moskauer Genosse mit Einverständnis des Sergejewoer Ortssowjets auf den schlauen Einfall, zu bestimmen, daß in Zukunft das Städtchen nicht mehr am Sonntag, sondern am Dienstag zu feiern habe. Mit dieser weisen Verfügung soll nun den unverbesserlichen Kirchengängern die Teilnahme am Gottesdienst unmöglich gemacht werden.

Fröhliche Ecke.

Verkennung. Lieschen ist mit Vater auf dem Jahrmarkt. An einem Lattenzaun ist ein Stand mit Sardellenbuttersemmeln. Lieschen darf sich eine Sardellenbuttersemmel kaufen. Gibt Vater ein Stück davon. Vater meint: „O je, die Sardellenbuttersemmel ist ja schon ganz alt!" Lieschen: „Nein, Vati, das kann nicht sein, am Zaun hab' ich ganz deutlich gelesen: „Frisch gestrichen!""

Die Anzeige. Ein Schutzmann fertigt eine Anzeige an die Staatsanwaltschaft. Besonders wichtige Stellen unterstreicht er blau. Am Schlusse seines Berichts schreibt er: Der Beschuldigte dürfte sich vor allem in blau unterstrichener Hinsicht strafbar gemacht haben.